

Menetekel

*Als sie einstürzten, die Zwillingstürme, / Symbol grenzenloser Jagd nach dem Mehr / an Größe, Wachstum, Leistung und Macht / über Menschen und über Naturgewalten / als viele starben, elendiglich, in jener Wolke /aus Staub und rot schwelender Feuer-
glut, / sind wir entsetzt erstarrt. Wie verletzlich war doch / des Empires Fortschritt, der
grenzenlos schien./*

*Und allzu bereitwillig und sehr rasch / sogen die Menschen die Antworten auf, /die
dingfest machten, was hier so bedrohlich war, / die versprochen, dem Terror den
Krieg zu erklären. / Es ist wahr, dass auch ihn unser Fortschritt gebiert, / den Terror
der ausgeschlossenen- doch den der Herrschenden auch. / Und das Bild dieser
Türme, in Asche versunkenen, / führt, wirklich bedacht, zu einem anderen Schluss:/*

*Diese glas-stahl-glänzenden Herrlichkeiten / Metropolis, neuer Turmbau zu Babel,
Machtsymbol, / ein prekärer Fortschritt, eingefroren zu Architektur, / sind Signum des
Selbstlaufs verlorener Zeiten, / Ausdruck entfesselter Ökonomie und Zeit, / gemacht
für Gegenwart, die sehr schnell vergeh'n, / ohne den Blick auf verzehrte Vergan-
genheiten / und Zukünfte, die sie verbrauchen, um so zu ersteh'n. /*

*Die, wenn wir uns nicht bald anders besinnen, alle / verschwunden sein werden wie
schon so viele / Städte, wo heute die Pyramiden stehen, / gebaut als Symbole
menschlicher Ewigkeiten, / diesseitige Endlichkeiten mit uns zu überschreiten, / die
bald mit uns auf diesem Planeten vergehn, / sofern wir dem weiteren Vorwärtsschrei-
ten*

nicht menschliches Maß zu geben versteh'n.

H. Martens 2002

Schreiben: wissenschaftlich, philosophisch, (ver)dichtend – Nach-Denken über mein Schreiben und über die Lieder eines wirklich großen Dichters und Sän- gers in wieder finstererer werdenden Zeiten

I.

Alexander Kluge hat einmal von der Hoffnung geschrieben, dass die wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Form der Bewältigung von Welt im Vergleich zu der der Menschen der Praxis die größere Kontinuität aufweise. Darin liege sehr wohl die denkbare Möglichkeit begründet, zu guter letzt doch noch die durchschlagendere Wirkung zu entfalten. Das ist eine der Formen, in denen wir uns bemühen, am „Prinzip Hoffnung“ festzuhalten. Wenn man damit nicht die Hoffnung auf ein Ziel, Heimat als etwas, das noch nie war, aber vielleicht doch werden kann, ein wie auch immer vorgestelltes irdisches Paradies verknüpft, wenn man bescheidener ist und hier an den Fortgang der menschlichen Angelegenheiten in vielleicht immer wieder einmal ein wenig besser gesellschaftlich geordneter Form denkt, kann ich mich dem sogar anschließen. Unbeschadet aller wissenschaftlich begründeten Skepsis, aller Trauer über „das Elend der Welt“, das sich vor unseren Augen ausbreitet, bin so auch ich schreibend und Nach-Denkend einer solchen Hoffnung verpflichtet.

Mit den bescheidenen Resonanzen, die ich mit meiner Arbeit auslöse, kann ich dabei ganz gut leben. Nach aller Erfahrung einig „Großen“, auf die ich in diesem Text noch zu sprechen kommen werde, und die mir in meinem Leben Orientierung bieten, sind die Erfolge bei solcher Arbeit nicht nur daran zu messen, welche öffentlichen Resonanzen man auslöst. Dann hätte ich nicht nur allen Grund bescheiden, sondern vielleicht auch manchen Anlass unzufrieden zu sein. Doch es geht bei solcher Arbeit immer auch um eine der möglichen Formen, in denen Einzelne, entsprechend ihren jeweiligen Anlagen, es schaffen können, so etwas wie Glück als Ziel des je individuellen Lebens zu realisieren – nicht etwa im Sinne eines stetig neu herbeigeführten „Flow“, vielmehr als Versuch, mit sich selbst im Reinen zu bleiben – und gelegentlich, immerhin in einigen wenigen Augenblicken, in denen z.B. ein als besonders gelungen erachtetes Produkt fertig geworden ist, so etwas wie Zufriedenheit oder gar Glück zu empfinden. Schreiben wird, wie manche Schriftsteller gesagt haben, auf diese Weise zu so etwas wie „einem Zustand“ Nachdenklich beobachtendes Forschen und das darüber errungene Wissen, wissenschaftlich, philosophisch oder künstlerisch gestaltet, hilft am Ende jedenfalls dem Schreibenden dabei, mit den Herausforderungen seiner Zeit und dem „Elend der Welt“ besser zurecht zu kommen.

Aber wir alle sind als Einzelne zugleich auch gesellschaftlich konstituiert. Und insofern sind wir in dem schier unüberschaubaren gesellschaftlichen Prozess, aus dem heraus wir zugleich werden, und in dem wir daran arbeiten mögen, „aus uns etwas zu machen“, also die in uns allgemein und je spezifisch angelegten menschlichen Möglichkeiten zu entfalten, nach einem Wort Immanuel Wallersteins als gesellschaftliche Individuen auch allesamt „kleine Schmetterlinge“, die dazu beitragen können, große Veränderungen herbeizuführen. Wallerstein spricht in diesem der Chaostheorie entlehnten Bild nicht vom Wirbelsturm sondern vom Klimawandel. Er denkt an mittel- und langfristige gesellschaftliche Veränderungen. Und er denkt sicherlich nicht nur an das Schreiben von Einzelnen, sondern auch an das Zusammenhandeln von Vielen. Andere haben andere Bilder verwendet. Der Schriftsteller Wolfgang Koeppen, der als Beobachter in der Menge nie ein Handelnder sein wollte, spricht in einem seiner vielen kleinen, sprachlich so wunderbar gearbeiteten Texte von dem „Märchent Teppich“, an dem auch er weiterwebt, oder davon, dass er sich sicher sei, dass der einst unter dem „Machandelbaum“ alle die einzelnen Knochen wieder zu einem Ganzen zusammengesetzt werden. Und Denis Diderot, der große philosophische Kopf, der jedenfalls intuitiv das Unheimliche unserer sozialen Raum-Zeit erfasst hat, schreibt in einem Brief an den Bildhauer Falconet im Blick auf seine Hoffnung, jedenfalls zu einer anderen Zeit angemessen verstanden zu werden: „Wahrhaftig, diese Nachwelt wäre sehr undankbar, wenn sie mich ganz vergessen würde – mich, der ich mich so oft an sie erinnert habe.“

Damit wäre ich schon wieder bei einigen der „Großen“. Ich sehe mich hingegen eher als einen unter den Vielen, wenn auch ein wenig privilegiert, und vielleicht auch herausgehoben dadurch, dass es Produkte meines nachdenklichen Schreibens gibt. Die meisten Erfahrungen werden schließlich von Menschen gemacht und für einige Zeit angehäuft, ohne je aufgeschrieben worden zu sein. Und mir ist so vor allem wichtig,

dass mein schreibendes Nach-Denken und das bemühte Gestalten meiner Texte mir selbst besser hinweg hilft über die wieder finsterner werdenden Zeitläufte. Und sollte mein Schreiben gar, Wallersteins Bild entsprechend, beitragen können zum Aufkommen neuer „winds of change“, es würde mich froh stimmen; aber keiner hat so etwas in seiner schreibenden Hand.

II.

Am 10. 12. Sind die diesjährigen Nobelpreise überreicht worden, darunter der an Bob Dylan für Literatur - zu dem Zeitpunkt, zu dem Donald Trump unter den beunruhigten Blicken großer Teile der herrschenden Eliten dieser Welt – und erst Recht derer, die schon deren Herrschaft mit wachsender Kritik behandeln - eine national-autoritäre Wende in den USA herbeiführt und man aus Goethes Maximen und Reflexionen (503) zitieren möchte, dass „nichts schrecklicher (ist) als eine tätige Unwissenheit“. Denn was geschieht denn, wenn „nachfaktische“ Behauptungen und Überzeugungen populistische Politik hervorbringen, die nun ihrerseits Fakten schaffen wird? Ich habe aus Anlass der Preisverleihung noch einmal die Gesamtausgabe von Dylans Lyrik von 1962 bis 2001 durchstöbert, und ich habe zwei, drei Artikel, die dazu geschrieben worden sind (noch einmal) gelesen. Wahr ist sicher, wie Lothar Müller schreibt, dass es „kaum einen Singer-Songwriter gegeben (haben dürfte), der mehr Literatur in sich aufgesogen hat als Bob Dylan“. Folgerichtig entdeckt man in seinen Liedern neben Kontinuitäten auch immer wieder neue Blickwinkel auf unsere Welt. Der Literaturnobelpreis geht an einen großen Lyriker und Sänger – Willi Winkler spricht vom „*song and dance man*“ Bob Dylan, dem „letzte(n) Nachfolger Homers“ -, der sich selbst nie einfach politisch links ein- oder zuordnen ließ, vielmehr, wie es Winkler scheint, immer wieder veränderte. Und die Preisverleihung setzt nun so eine Art „Kontrapunkt“ zur drohenden politischen Zeitenwende - so hilflos, wie große Literatur selbst den immer gesetzt hat, und so überlebensnotwendig wie er sich dann immer in den Katastrophen erwiesen hat, die gekommen sind.

Man kann zu den Liedern Dylans vielleicht wirklich mit Max Lill sagen, dass sich darin, verallgemeinert gesprochen, eine „künstlerische Suche nach einer höheren Stufe der Vergesellschaftung von Gefühlen und Sinnlichkeit, jenseits der Schranken von Kleinfamilie, Kunstelite und Warenästhetik“ ausdrückt – und dass er, so Axel Honneth, als ein „Walt Whitman unserer Tage“ „vom Bewusstsein des Alleinseins“ singt. Honneth meint weiter, er singe auch davon „wie wir uns ohne Verrat unseres Vieltimmigen Ichs als Glieder einer umfassenden Bewegung begreifen können, die sich den Verfehlungen dieser Welt widersetze“. Das ist wohl zu glatt. Dylan ist dazu als Dichter und Sänger auch viel zu sehr ein zerrissener. Und das ist ja eigentlich immer so gewesen, bei den Dichtern und Liedermachern, die im literarischen Bodensatz oder im „Dickicht“ der großen Städte oder der Boheme gelebt und gedichtet haben: von Françoise Villon über Charles Baudelaire bis zum jungen Berthold Brecht.

Aber Bob Dylan ist ein großer Dichter und Sänger unserer Zeit. Und so reflektiert er in seiner Lyrik eben auch in eins die Hoffnungen und das, mehr oder weniger weit-

gehende, Scheitern der Bewegungen, an denen er Teil hatte. Und er verarbeitet darin die persönlichen Enttäuschungen – die über gescheiterte politische Hoffnungen ebenso wie die, in denen seine Empathie, seine eigenen Bemühungen und seine Aufforderungen, sich in andere wirklich ganz hinein zu versetzen immer wieder an Grenzen stoßen, seine Aufforderung zu spüren „*How does it feel/ How does it feel / To be without a home / Like a complete unknown“ / Like a rolling stone*“. Es ist gerade auch diese existenzielle Erfahrung einer letztlich immer nur begrenzt zu überbrückenden Einsamkeit, die in vielen seiner Liebeslieder zum Ausdruck kommt, die seine Lyrik für mich so besonders macht. Er hält darin, ebenso wie in seinen hoch politischen Liedern fest daran, zutiefst nicht einverstanden zu sein mit dem Gang dieser Welt, dem er andere menschliche Möglichkeiten entgegenhält und angesichts dessen er uns zugleich aber auch immer wieder die Bodenlosigkeit unserer Existenz spüren lässt. Dass ein so spiritueller Sänger wie er dieser Bodenlosigkeit in einigen Phasen seiner Existenz auch durch Rückbesinnung auf seine religiösen Wurzeln begegnet, kann nicht überraschen. Selbst der große Heinrich Heine hat sich in den letzten Jahren seines Lebens religiösen Überlegungen wieder zugewandt.

Zum Festakt und zum Bankett aus Anlass der Preisverleihung in Stockholm hat Dylan abgesagt, Patti Smith hat „*A Hard Rain's A-Gonna Fall*“ gesungen. Lill schreibt zutreffend, dass dieses Lied von 1962 - entstanden zu Zeiten der Cuba-Krise, wie Gisbert Haefs im Vorwort zu einem Band mit Dylans Lyrik aus den Jahren 1962 bis 2001 schreibt - „wie in einer Traumsequenz eine apokalyptische Szenerie aus(male) und mit dem Bekenntnis (ende), von diesem Inferno, das an den Rändern der kapitalistischen Weltgesellschaft seit je her schon Realität ist, zu berichten. Nachdem der „*blue-eyed son*“ gefragt worden ist, wo er war, was er gesehen und gehört und wen er getroffen hat fragt diese letzte Strophe danach, was er nun tun will:

Oh, what'll you do now, ma blue-eyed son?/ Oh, what 'll you do now. my darling young one? / I'm a goin' back out 'fore the rain starts fallin' / I'll walk' to the depths of the deep black forest / Where the people are many and their hands are empty / Where the pellets of poison are flooding their waters / Where the home in the valley meets the damp dirty Prison,/ Where the executioner's face is always well hidden / Where hunger is ugly, where souls are forgotten / Where black is the colour, where none is the number / And I'll tell it and think it and speak it and breath it / And reflect it from the mountain so all souls can see it / Then I'll stand on the ocean until I start sinkin' / But I'll know my song well before I start singin' / And it's a hard, it's a hard, it's a hard, it's a hard /it a hard rain's a-gonna fall.

Dieses Lied also, das bei Dylan am Anfang des Protests steht und der amerikanischen Protestbewegung der frühen 1960er Jahre zugehört, nach 54 Jahren erneut gesungen. Es brennt sich ein, wie eh und je; und die Berge werden es immer noch nicht so zurückspiegeln, dass alle Seelen es sehen können! Denn für komplexer werdende Gesellschaften, schreibt der Systemtheoretiker Niklas Luhmann – der in seinem theoretischen Modell unsere soziale Evolution als selbststeuernden Prozess konzipiert, der im Letzten den Logiken der biologischen Evolution weiter folgt - „wird

eine Gesamtprogrammierung der Sozialdimension in der Form der Moral zunehmend inadäquat.“ Und für den Soziologen wird so die Forderung, „das Sittengesetz um seiner selbst willen zu beachten“ zu einer „Extravaganz“, eher einem „Krisensymptom.“ Die Fernsehnachrichten am 10.12. werden folgerichtig den Titel des Liedes nennen, das da vorgetragen wird - und verschweigen, wofür es steht. Infotainment, das wenig erhellt, wie so oft. Aber für die, die es hören wollen, ist es die alte Botschaft, immer noch aufschreckend aktuell - nein im Zeichen zunehmend heimatlos gemachter Menschen und aus Afrika und Vorderasien nach Europa drängender Flüchtlingsströme, gegen die Schutzwälle errichtet werden, physisch wie mental, kennzeichnet es vielleicht mehr denn je unsere Welt. Doch ich denke, Dylan hält uns die Botschaft dieses Liedes heute zwar mit aller unveränderten Schärfe seiner, nicht nur moralischen, Kritik von neuem vor, aber er tut dies zugleich auch mit der Einsicht, dass eben diese Kritik seit all diesen Jahren wenig Wirkung entfaltet hat. Er insistiert auf seiner Empörung, auf seinem Widerstand gegen die Zeitläufte, aber er reflektiert auch, was in der Zeit seines Lebens, seiner Hoffnungen und Träume geschehen ist: „*The Times they are a-changin'*“, hat er zu Zeiten des kulturevolutionären Aufbruchs der 1960er Jahre gesungen. Und dieser Song endet:

„The line is drawn / The curse it is cast / The slow one now / Will be later the fast / As the present now / Will be later the past / The order is rapidly fallin' / And the first one now will later be last / For the times they are a-changin'.”

In dem Band mit seiner Lyrik aus rund vierzig Jahren habe bei meiner neuerlichen Lektüre in dem vorletzten seiner darin aufgenommenen Alben „*Time out of Mind*“, das 1997 erschienen ist, ein Lied gefunden, in dem er sich meines Erachtens zitiert. Es heißt „*Things have changed*“. Es handelt von einem bekümmerten Mann. Er blickt zurück auf Öffentliches und Privates. Er hat versucht, so weit von sich wegzukommen, wie möglich, aber Manches ist zu heiß, um es anzufassen. Der Geist des Menschen kann die Dinge nur begrenzt ertragen, und mit einem Verliererblatt kann man nicht gewinnen, so heißt es darin. Ich zitiere die letzte Strophe und den Refrain:

*„I hurt easy, I just don't show it / You can hurt someone and not even know it / The next sixty seconds could be like an eternity / Gonna get low down, gonna fly high / All the truth in the world adds up to one big lie / I'm in love with a woman who don't even appeal to me /
People are crazy and times are strange / I'm locked in tight, I'm out of range / I used to care, but things have changed”*

Da erhebt er also aus Anlass der Nobelpreis-Verleihung mit einem seiner frühen Lieder, vielleicht dem, das „das Elend der Welt“ politisch am schärfsten kenntlich macht, unverändert seine kritische Stimme, denn er kennt sein Lied gut; aber er singt nicht mehr in der Erwartung, dass unsere Ordnung rasch verfällt. Und wenn Max Lill seinem Artikel aus diesem Lied die Zeile voranstellt „*The order is rapidly fadin'*“, dann zielt das heute ja eher auf die autoritär nationalistische-Wende, die wir in den USA gerade politisch und in Europa zugleich beunruhigend gesellschaftlich erleben. Dylan hat in seinen späteren Liedern schon zu Beginn des neuen Jahrtausends davon ge-

sungen, dass die Dinge sich geändert haben: und von der früheren hoffnungsfrohen Erwartung, dass sie sich verändern werden ist darin nicht mehr die Rede. In „*Things have changed*“ ist der bekümmerte Mann „*out of range*“ und zugleich „*locked in tight*“. Hoffnungsmüdigkeit also begegnet uns hier. Aber unverändert gilt: „*The line is drawn / The curse is cast*“, die Linie ist gezogen, der Fluch gesprochen, Die Herrschenden sind noch immer, wie vor über 50 Jahren gesungen „*The Masters of War*“. Wir erleben heute im Zeichen dessen, was verkürzt als Globalisierung bezeichnet wird, den „*Union Sundown*“, wobei offen bleiben mag, ob Dylan in diesem Lied den Niedergang der Gewerkschaften oder der der USA, oder der beider meint, wenn er im Refrain schreibt: „*Well it's sundown on the union/ And what's made in the USA / sure was a good Idea / Toll greed got in the way*“. In einem anderen seiner späteren Lieder heißt es „*We live in a political World / Love don't have any place / We're living in times where men commit crimes / And crime don't have a face*“. Beschrieben wird der herrschende Politikbetrieb. Seinen Kontrast zum Politikbegriff der Hannah Arendt, in dem es um den (möglichen) Raum unserer Freiheit gehen müsste, wäre kaum schärfer zu fassen. Aber das wäre eine tiefergehende philosophische Reflexion, die man nicht erwarten sollte. Der amerikanische Dichter und Sänger Bob Dylan darf sich hier gerne mit der Feststellung begnügen, dass Thomas Jefferson sich im, Grabe umdrehen würde, sähe er die heutige soziale Wirklichkeit. In „*Slow Train*“ heißt es: „*Man's ego is inflated, his laws are outdated, they don't apply no more / You can't rely no more to be standin' around waitin' / In the home of the brave / Jefferson turnin' over in his grave / Fools glorifying themselves...*“. Und so ist er, in der beunruhigenden, aber selbstredend immer noch offenen heutigen Gegenwart der USA wieder ganz nahe bei Hannah Arendt, die Jefferson in ihrem Buch „Über die Revolution“ mit dem Satz zitiert, „dass ein ‚auf Wahl beruhender Despotismus‘ sich als ein ebenso großes und vielleicht als ein größeres Übel erweisen werde als die Monarchie: ‚Wenn das Volk je aufhören sollte, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, werden wir alle, Ihr und ich, und der Kongress und die Parlamentsversammlungen, die Richter und Statthalter, wie wir da gehen und stehen, zu reißenen Wölfen werden““. Diese „reißenen Wölfe“ drohen uns heute in den Zeiten einer autoritär-nationalistischen Wende unserer parlamentarischen Demokratien.

III.

Ja, so reflektiere ich also und schreibe Gedanken auf, die mir in diesen Tagen durch den Kopf gehen – vielleicht sollte ich sagen literarisch denkend und fühlend durch meinen politischen Kopf? Vielleicht führen diese Gedanken zu einem Text, den ein paar Interessierte auf meiner Homepage lesen werden. Manche Schriftsteller sagen von sich, Schreiben sei ein Zustand. Einleitend habe ich darauf schon angespielt. Ich denke sie meinen damit, dass sie selbst nur schreibend ihr Leben zu bewältigen vermögen - so wie das zum Beispiel Wolfgang Koeppen für sich verschiedentlich „beschrieben“ hat: Der Schriftsteller „in der traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern“, der im mehrfachen Sinne die geschaute Welt reflektiert – schauend epistemisch vielleicht im Sinne Goethes als vortheoretische praktisches, hier beobachtendes Handeln wie auch höchstes Erkennen, wobei selbstredend intensives Denken

hinzukommen muss, und dann „verdichtendes“ Gestalten des Geschauten – also: erstens und vor allem schreibend sinnend handelnd, für sich gestaltend, zweitens der Mitwelt dieses Ergebnis eigener Reflexion als wissenschaftlich, philosophisch, künstlerisch gestaltete Arbeit vor Augen haltend, und drittens im größeren Abstand nochmals reflektierend, wie diese Mitwelt denn auf diese Art „Spiegel“ reagieren mag, der ihr vorgehalten worden ist.

Und in der Tat, ich habe an mir selbst beobachtet, wie das Schreiben, wissenschaftliche, philosophisch, literarisch, – seit meiner persönlichen tiefen Krise vor zwanzig Jahren – wirklich zu dem Mittel geworden ist, über das ich mich selbst neu zu organisieren vermochte. Diese Art Reorganisation als eine stetige Vergewisserung seiner selbst kann einem in der Tat wie ein veränderter Zustand erscheinen. Näher betrachtet aber geht es hier eher darum, dass man seinen Lebensprozess anders gestaltet, dass man – vor seinem Schreibtisch, leeren Blättern oder seinem Rechner sitzend – eine zweite Ebene sinnenden Handelns neu, stetig und sorgsam kontrolliert, entwickelt. Das wäre zunächst einmal die erste „Stufe“ veränderter Reflexion.

Ich bin so nach meiner Krise 1996/97, in den verbliebenen vierzehn Jahren praktischer Erwerbstätigkeit als empirischer Arbeitsforscher schreibend allererst meiner Praxis in dieser Welt nachgegangen – in Form von Kommentierungen zu meiner Arbeitsplanung und Reflexionen zu deren Umsetzung, Tagebuchnotizen, kleineren Prosatexten, philosophischen Reflexionen (sozusagen meinem eigenen, kleinen „Denktagebuch“) und schließlich vertiefender Lyrik, die für mich so zur „Verdichtung“ meiner Gedanken wurde – und im Entstehungsprozess fast auch zu einer Erfahrung der Meditation. So meiner wissenschaftlichen, literarischen und zunehmend auch philosophischen Praxis nach-denkend war ich immer wieder nicht nur mit der Prüfung der Frage beschäftigt, welche Resonanzen ich „da draußen“ erzeuge, sondern auch mit der, was meine Arbeit mit und aus mir macht und wer das also ist, der da praktisch handelt, zögert, übereilte Schritte tut oder zu lange untätig abwartet, gelegentlich doch das Richtige getan hat.

Was ich so entdeckt habe ist: Schreiben ist eine großartige Möglichkeit, die eigenen Gedanken zu ordnen. Großartiger ist nur bisweilen die Unordnung meiner Gedanken morgens beim Aufwachen. Und die größte Herausforderung wäre es, die Ordnung aufzudecken, die hinter dieser morgendlichen Unordnung verborgen ist, also der Frage nachzuspüren, wie „es“ nachts in mir (weiter)gedacht hat. Die wesentliche Erfahrung ist aber zunächst einmal: diese erste Stufe der schreibend geordneten Reflexion hilft dem Einzelnen in der Tat bei der Bewältigung von Welt. Mir jedenfalls hat sie immer wieder geholfen.

Dabei beobachte ich an mir, dass solche produktive Unordnung, die ich dann ggf. früh morgens in Form erster Notizen „sortiere“, mir erst in den letzten Jahren, seit dem Ende meiner Erwerbstätigkeit häufiger beim Aufwachen bewusst wird. Fast möchte ich meinen, dass ich früher so sehr in der „Tretmühle“ meiner Arbeit gefangen war - so sehr also doch durch fremd gesetzte Zwänge bestimmt, obwohl ich eine Nische gefunden hatte, von der ich, nicht ohne Gründe dachte, dass sie mir ein be-

sonders hohes Maß selbstbestimmter Arbeit ermöglichte – dass ich abends von meiner Arbeit zu sehr erschöpft und zu wenig angeregt war, als dass „es“ Nachts wirklich produktiv in mir hätte weiter arbeiten können. Ich brauchte damals also meine Zeit, auch meine Schlafenszeit, so sehr zur Regeneration, dass sie kaum zugleich produktiv werden konnte. Erst mein Weg aus meiner tiefen Krise heraus hat dazu geführt, dass ich mir jene zweite Ebene sinnenden Handelns geschaffen und dann auch stetig die erforderliche Zeit für sie belassen habe. Und erst über diese zweite Ebene hat sich dann alles, hat sich meine Lebenspraxis insgesamt verändert. Fast möchte ich sagen: dieses Schreiben strukturiert meine Lebenszeit neu und hilft mir zugleich über die Zeitläufte meiner Zeit hinweg, auf die auch ich inzwischen recht ähnlich wie Wolfgang Koeppens oder Christa Wolfs Cassandra blicke.

IV.

Das also bedeutet dann auch: Es war keine so besonders große Leistung, spät genug diese erste Ebene der Reflexion für mich zu erreichen: Nicht als Beobachter und dann Schreibender, der sich zur Schriftstellerei oder zum Philosophieren hingezogen fühlte; vielmehr als Wissenschaftler, der spät und aus einer Krise heraus zur Philosophie (zurück)gefunden hat; nicht als Intellektueller, der früher oder später größere Resonanzen erzeugen konnte, sondern als Wissenschaftler mit gewisser Beharrlichkeit, der immerhin einige wenige und bescheidene Resonanzen erzeugen konnte. Es ist eine Lebenspraxis von durchaus begrenztem Erfolg, und darin dann ein Prozess von deren Reorganisation, der immerhin mir selbst geholfen hat.

Einige der großen Denker früherer Zeiten, über deren Arbeitsweise wir einiges wissen, sind so verfahren, wie ich das eben beschrieben habe. Ihre Zeit war noch anders vergesellschaftet als heute, anders, eher weniger „getaktet“. Einige von Ihnen, etwa Montaigne oder Goethe, waren zudem von äußeren Zwängen weitgehend unabhängig, also frei, andere, wie etwa Schiller oder der frühe Diderot, haben es gewagt, sich davon unter Inkaufnahme erheblicher Risiken frei zu machen. Viele sind über solches Wagnis gescheitert, wenn nicht als Schriftsteller, so doch in ihrem persönlichen Leben. Jakob Michael Reinhold Lenz, Friedrich Hölderlin und Heinrich von Kleist fallen mir da ein, oder, näher an meiner Zeit, auch Ernst Toller – unter ihnen sind manche der Schriftsteller, die ich besonders liebe. Wieder einige andere, wie der spätere Diderot, haben sich ihre Freiräume als Philosoph und Künstler erkämpft, und nochmals andere, etwa Leonardo oder Leibniz – den noch späteren Diderot kann man getrost hinzuzählen -, waren begabt, ja genial genug, um sich zu ihrer Zeit als Universalgelehrte am Hofe der Herrschenden ihre Nischen zu verschaffen.

Wenn man an solche Geistesriesen erinnert, geht es um Orientierungen, die sie bieten können, selbstredend nicht um abwegige Vergleiche. Die acht eigenen wissenschaftlichen Bücher der letzten 15 Jahre – die siebzehn aus den Jahrzehnten davor sind handwerklich ordentlich, viel mehr aber auch nicht -, die beiden Mitherausgeberschaften aus den letzten zehn Jahren, die Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden und einmal auch in einem eher philosophischen Lexikon, meine

Homepage, meine literarischen Texte, die vor allem dort erschienen sind, das alles ist schön und gut. Es sind darunter vielleicht auch einige Texte, die wirklich einige Qualität aufweisen. Ich habe darüber für mich mein Leben in dieser Zeit strukturieren können. Ich war über einige Resonanzen sehr froh, aber ich blieb insgesamt enttäuscht darüber, dass ich keine größeren Resonanzen auslösen konnte. Ich habe also mein Schreiben vor allem als eher einsame Tätigkeit erlebt, die recht geringe Wirkungen ausgelöst hat. Es gab ein paar Gelegenheiten, zu denen ich Vorträge halten konnte. Die taten mir gut, und vielleicht haben sie die Einen oder Anderen angeregt. Ich hatte meine Feedbacks im Rahmen des Forums Neue Politik der Arbeit. Auch meine Kooperation in meiner Forschungsgruppe wäre zu nennen. Mit dem Neuaufbruch vor zwanzig Jahren war meine Mitarbeit dort zunächst recht produktiv, später aber zunehmend schwierig, und nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit habe ich sie noch einmal etwas lockerer neu aufgenommen. Aber selbst für sie gilt: die intensiven Dialoge, derer man eigentlich bedarf, blieben selten.

Dabei sind solche Dialoge so wichtig. Man benötigt sie als Korrektiv, als Anregung, als Bestätigung des eigenen Tuns, hier also Schreibens. Wahrscheinlich gab es für mich unbeschadet dieses (selbst)kritischen Rückblicks etwas mehr Feedbacks als für so manche Andere. Der Schriftsteller Wolfgang Koeppen erscheint mir da sehr viel eher als ein einsamer: „Er schreibt über mich, also bin ich“: und: „da er die Literatur liebt und für sie kämpft, bin ich verführt, zu glauben, dass ich bin“, hat er zu Marcel Reich-Ranicki geschrieben, als der versuchte, ihm eine größere Resonanz zu verschaffen. Vielleicht sollten Schriftsteller auch als Nach-Denkende Außenseiter nicht allzu viele Dialoge mit Anderen erwarten. Aber ein großer Mangel ist es schon, unter dem sie dann gelegentlich wohl auch leiden. Es gibt manche Schriftsteller, die sich politisch eingemischt haben und die zu Lebzeiten große öffentliche Erfolge hatten – und es gibt einige Große, die das kaum versucht und die zu Lebzeiten die Schlacht um öffentliche Anerkennung nicht gewonnen haben. Goethe - als Schriftsteller, nicht als Naturwissenschaftler - wäre unter ersteren, Diderot wohl doch unter letzteren zu nennen. Als Philosoph wird er jedenfalls erst in der jüngeren Vergangenheit als einer der ganz Großen erkannt. Jedenfalls aber waren sie alle mit vielen Anderen im Dialog. Sie lebten noch zu Zeiten, da das Briefe-Schreiben üblich war, und ihre Briefwechsel führen das vor Augen.

Aber was heißt Resonanz da wirklich? Es gibt in der sozialen Wirklichkeit eine Kontinuität des philosophisch, künstlerisch, und daraus folgend gelegentlich auch politisch nach-denkenden Schreibens. Alexander Kluge ist da zuzustimmen. Und es gibt immer wieder die Erfahrung der Vergeblichkeit solcher Anstrengungen im Hinblick auf den davon unbeeindruckten „Lauf der Welt“, die die in dieser Kontinuität Schreibenden gemacht haben. Insofern gilt dann eben Arendts Satz aus ihrer Schrift über „Das Leben des Geistes“, dass solches Nach-Denken und Schreiben immerhin dem, der es mit dem entsprechenden Ernst betreibt, dazu verhilft, die Zeitläufte persönlich besser zu bewältigen, auch dann wenn es wieder einmal „finstere Zeiten“ werden. Bei Goethe, dem Dichter und Naturforscher kann man dann bemerken, wie die Beschäftigung mit der Natur zu der Fluchtöffnung wird, um der Enttäuschung angesichts

der politischen Misere seiner Zeit, ja dem eigenen Ekel vor dem Getriebe der Herrschenden in der Menschenwelt zu entfliehen, das er für seinen Großherzog ja immerhin ein Jahrzehnt lang maßgeblich organisiert hat. Das Versenken in die Großartigkeit der lebendigen, durchgeistigten Natur in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dieser Menschenwelt, die auf ihr gründet, wird also zu seiner Möglichkeit des Rückzugs – von der Welt und auf sich selbst. Alfred Schmidt hat das in seinem Buch über „Goethes herrlich leuchtender Natur“ überzeugend gezeigt. Bei dem eher philosophisch denkenden und über Jahrzehnte hinweg überaus dynamischen, philosophisch, wissenschaftlich und künstlerisch als Schreibender auch politisch handelnden Diderot hingegen tritt - mit zunehmendem Alter und nicht schon früh, und periodisch immer wieder, - an die gleiche Stelle die Reflexion auf die eigenen philosophischen, wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Anstrengungen. Die rückblickende Reflexion auf das eigene Leben und das literarische Schreiben werden ihm in seinen letzten Lebensjahren wichtiger und die Hoffnung des Philosophen richtet sich auf die Nachwelt. Sie ist das ihm, dem monistischen Naturalisten, in Aussicht stehende Paradies.

V.

Zum Schluss noch einmal zu den „*Winds of Change*“: die, die man derzeit verspürt – nicht zuletzt, damit nicht der falsche Eindruck entsteht, dies hier sei ein aus resignativer Grundstimmung heraus geschriebener Text, Ergebnis einer Phase der Selbstreflexion, das auf eine Art „Rückzugsgefecht“ hinausläuft. Es gibt zwar gewiss Gründe für jene „Hoffnungsmüdigkeit“, von der zum Beispiel Christa Wolf in ihrem letzten Roman schreibt, aber die ist ja doch alles andere als Resignation. Sicher, gegenwärtig sind das keine Winde, in denen wir einen schon nahenden Frühling verspüren, oder auch heftige Frühjahrsstürme, von denen wir sicher wissen, dass auf sie bald knospende Blätter und Blüten folgen werden und „das Grün aus allen Zweigen“ brechen wird. Das waren die Hoffnungen meiner 68er-Generation. Mit ihnen verknüpft waren dann Ent-Täuschungen: Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren seinerzeit in den „fortgeschrittenen“ westlichen Staaten sehr viel stabiler als erwartet, Unsere Empörung war oft kurzatmig, und wir haben sie theoretisch nicht hinreichend reflektiert. Viele von uns haben sich auf dem „langen Marsch durch die Institutionen“ recht bald ganz gut eingerichtet – und ich nehme mich bei all dem nicht aus. Es waren dann immer wieder vor allem einige SchriftstellerInnen, die da über die Zeitläufte hinweg den unverstelltsten Zugang zur Wirklichkeit behielten. Christa Wolf ist in dieser Einschätzung zuzustimmen.

Heute, mehr als siebenzig Jahre „nach dem Ende eines großen Krieges“ - das den Soziologen Norbert Elias schon vor dreißig Jahren zu manchen nachdenkswerten Überlegungen veranlasst hat - verspürt man nun eher, dass das kurze Atemholen nach der Nacht des Jahrhunderts, von dem Koeppen in seinem ersten Nachkriegsroman schreibt, und nun auch die darauf folgende recht lange Zeit vordergründig dynamischer und friedlicher Entwicklung in der westlichen Mitte Europas, wo es sich lange Zeit recht bequem leben ließ, ihrem Ende entgegen gehen. In der über lange

Zeit hinweg recht komfortablen Beobachterposition in der Mitte unseres Kontinents hat es längst begonnen ungemütlich zu werden. Gewiss kann man mit Frieder O. Wolf sagen, dass mit verschleppten Krisen, wachsenden Instabilitäten und weiter anwachsenden „Problemwolken“ auch eine „Rückkehr in die Zukunft“ als möglich erscheint, die wir in den Aufbruchsjahren nach 1968 schon vor uns zu sehen meinten. Aber es drohen eben auch eisige Zeiten. Dylans Zeile „*The order is rapidly fading*“ klingt eben aktuell eher beunruhigend. Aber es ist, wie Alexander Kluge und Oskar Negt schreiben, ausgeschlossen, „dass einer sich mäklerisch oder zu den Widersprüchen seines Lebens als bloßer Betrachter verhalten kann“. Und alles dann praktisch Brauchbare, so schreiben sie weiter, bestehe aus Aushilfen. Und so lautet die Frage, die ich mir derzeit stelle, wie ich mich weiterhin schreibend, an der Produktion solcher Aushilfen beteiligen will.

Meine persönliche Krise um die Mitte der 1990er Jahre, aus der heraus ich mich zunehmend bewusster herausgearbeitet habe, indem ich mich schreibend zu reorganisieren vermochte, hatte ja doch mit den schon damals allgemein zu spürenden ersten kälteren Herbstwinden zu tun. Ich habe oben nicht ohne Grund geschrieben, dass ich mich in der ersten Dekade dieses Jahrhunderts durch die Schaffung einer für mich so neuen „ersten Stufe der Reflexion“ als empirischer Arbeitsforscher reorganisiert habe. „Da draußen“, das waren damals für mich meine primäre Forschergruppe - in der meine wissenschaftliche Arbeit rasch wieder produktiver, zugleich aber auch zunehmend schwieriger wurde – weitere wissenschaftliche wie politische Kooperationspartner und vor allem die Objekte meiner Forschung. Und bei dieser Forschung kam es mir vor allem darauf an darauf, diese meine Forschungsobjekte als Subjekte ihres eigenen Lebens ernst zu nehmen und in ihrer Handlungsfähigkeit zu stärken, indem ich zu helfen suchte, die Bedingungen dieses Handelns zu klären.

Ich blicke mittlerweile auf diese Zeitläufte zurück, und, so habe ich oben geschrieben, auf meine Gegenwart gerade auch ein wenig so wie Koeppens Schriftsteller in der traurigen Rolle der Cassandra. Ich denke und schreibe eben auch schriftstellerisch, und da kann das vielleicht nicht ausbleiben. Nachdem ich in den vergangenen ein- einhalb Jahrzehnten wissenschaftlich und arbeitspolitisch zwei weitere Anläufe im Versuch unternommen habe, aus meinem sinnendem Handeln heraus ein auch praktischer eingreifendes Denken zu entwickeln, auch im Zusammendenken und – Handeln mit Anderen, nun also, literarisch, ein eher hoffnungsmüder Blick. Auch die durchaus begrenzten Resonanzen, die ich bei meinen arbeitswissenschaftlichen und -.politischen Bemühungen lediglich zu erzeugen vermochte, geben, hinzukommend zu den finsterner werdenden Zeiten, Anlass zu dieser literarischen „Rückzugsposition“: Und es gilt eben auch, mit Bob Dylan: „*Things have changed*“. Unsere Zeit bietet sich dem Beobachter eben noch immer dar als Fortsetzung jenes „losgelassenen Verzehrungsprozesses“ von dem Hannah Arendt spricht und zu dem unsere soziale Evolution im Ergebnis von Renaissance, Aufklärung und dann neuer Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts geworden ist. Es ist ein von wirklich umgestaltenden Eingriffen noch immer viel zu weitgehend unbeeinträchtigt „Lauf der Welt“, den die moderne Systemtheorie dann auch noch ideologisch zu stützen sucht. Bob Dylan

bringt ihn in seinem Bild des „*Slow Train*“ zum Ausdruck, in jenem Song, in dem er Thomas Jefferson sich im Grabe drehen lässt. Dort heißt es am Schluss: *„I don't care about economy / I don't care about astronomy / But it sure do bother me to see my loved ones turning into puppets / There's a slow, slow train comin' up around the bend“*

In diesen Zeilen hat er nicht nur die Main-Stream-Ökonomie in eine passende Nachbarschaft gerückt. Wenn er in diesem Song der bekümmerte Mann ist, „*out of range*“ und zugleich „*locked in tight*“, dann ist viel vergangene Zeit und dann sind manche Enttäuschungen im Spiel. Es geht also um Alterungsprozesse, die man auch an sich selbst bemerkt. Es geht um geschwundene Kraft und Dynamik, enttäuschte Erwartungen, verloren gegangene Träume. Und wer solche Erfahrungen macht, fragt sich, wie er weiter unterwegs bleiben will. Nur dass man weiter unterwegs sein wird, das ist ja sicher. Es geht also um das wie. Es geht um die Frage, welche Möglichkeiten zu einem neuen Aufbruch man hat, behalten hat, sich neu verschaffen kann. Die Jahre des dynamisch-lebendigen und hoffnungsfrohen ersten Aufbruchs – und die so mancher weiterer Anläufe - liegen inzwischen weit zurück. Ich habe all das in meinem Buch über das „Unterwegssein“ ausführlich reflektiert. Wichtige Erfahrungen sind gewonnen: Beharrlichkeit und Stetigkeit der eigenen Arbeit waren, und bleiben, unverzichtbar; Selbsttäuschungen und Irrtümer sind kaum zu vermeiden gewesen, aber es ging dann auch immer darum, sie produktiv zu machen. Es galt eben, die Ziele nicht aus den Augen zu verlieren, zugleich aber immer wieder beides zu überprüfen: die geeigneten Hilfsmittel, um den Weg dorthin sicherer zu erkennen und besser gangbar zu machen und auch die genauere Bestimmung des Zieles selbst, zu verstehen dass es sich, wie weit man auch meine vorankommen zu sein, immer wieder neu zum Horizont hin verschob. Und eben da, sehr weit entfernt also, sehe ich es heute wieder – und ich weiß: die Kraft, auf den Feldern meiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeit vielleicht auch die erforderliche Lust, für einen dynamisch-lebendig-hoffnungsfrohen Aufbruch, die habe ich inzwischen nur noch in begrenztem Maße. Hannah Arendts Vertrauen in das Prinzip der Natalität, das hieße, nun auf die nächste Generation zu setzen. Und die Frage lautet dann, ob und wie ihr weiter zuzuarbeiten wäre. Welchen Stellenwert, und nicht nur welches Recht, hat da die Aufarbeitung der eigenen Erfahrungen, welchen die durch angehäuften Erfahrung geschulte Kompetenz zur Analyse der Herausforderungen der Gegenwart? Und wie sehr benötige ich persönlich angesichts weiter anwachsender gesellschaftlicher „Problemwolken“ inzwischen auch die neuerlich stärkere Hinwendung zur Literatur, Wislawa Szymborskas „rettendes Gelände der Poesie“, das sich angesichts der Katastrophen als überlebensnotwendig erweist, welche sich gegenwärtig im Zeichen einer neuen Landnahme des Kapitals nach außen wie innen drohend anzukündigen scheinen. Wie also kann ich für mich heute entsprechend meinen multidisziplinären Neigungen und Möglichkeiten, also trotz allem immer noch auch arbeitswissenschaftlich und arbeitspolitisch, einen weiteren Anlauf konzipieren, wie wird er Gestalt annehmen? Ich arbeite daran.

Ausgewählte Literatur:

- Arendt, H. (1974): Über die Revolution, München Zürich
- (1979): Vom Leben des Geistes, München-Zürich
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- Dylan, B. (2004): Lyrics 1962-2001. Sämtliche Songtexte – Deutsch von Gisbert Haefs, Hamburg
- Elias, N. (1985): Humana conditio. Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jahrestag eines Kriegsendes (8. Mai 1985), Frankfurt am Main
- Haefs, G. (2004): Vorbemerkung zu: Bob Dylan. Lyrics 1962-2001, Hamburg, S. 7-9
- Lill, M. (2016): The order is rapidly fading'. Zur Verleihung des Literaturnobelpreises an Bob Dylan, in: Sozialismus, 12/2016, S. 62-67
- Martens, H. (2016a):, Vom Fortschrittsoptimismus der Aufklärung über den Bruch ihrer Emanzipationsversprechen zu einer nüchternen Einschätzung vor uns liegender Möglichkeitsräume, www.drhelmutmartens.de
- (2016b): In beunruhigender und unheimlicher Zeit -oder: es gilt, uns unsere soziale Raumzeit zu vergegenwärtigen, (Veröffentlicht auf meiner Homepage in Vorbereitung)
- (2016c) Unterwegssein. Reiseberichte zu flüchtigen Hoffnungen, aufsteigenden Alpträumen und neu erinnerten Zukünften, www.drhelmutmartens.de
- Müller, L. (2016): Literaturnobelpreis für Bob Dylan. Warum ein Sänger den Nobelpreis bekommt und wie der Preisträger ausgewählt wird, in: SDZ, 14.10. 2016
- Negt, O.; Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main.
- Schmidt, A. (1984): Goethes herrlich leuchtende Natur, München-Zürich
- Winkler, W. (2016a): Die Zeiten, sie ändern sich. Literaturnobelpreis für Bob Dylan, in: SZ, 14.10. 2016
- (2016b): Über alle hinaus. Mehr Dichtung war nie. Bob Dylan fehlt, Patti Smith patzt, aber beide retten in Stockholm die Kunst vor dem Nobelpreis, in SZ 12. 12. 2016
- Wolf, F. O. (2012): Rückkehr in die Zukunft – Krisen und Alternativen. Beiträge zur radikalen Philosophie, Münster